

Zeitschrift: St. Galler Schreibmappe

Band: 22 (1919)

Artikel: Rationierte Plauderei

Autor: Koch, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rationierte Plauderei.

Von Heinrich Vogt.

In der „Schweizerwoche“ war's. Ich schlenderte durch die Gassen und Straßen der werktäglichen Stadt, um anzuschauen, was Arbeitsfleiß und Geschicklichkeit unserer Heimat alles zustande bringen, damit Goethe's Spruch:

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah“

an uns selber zur Wahrheit werde.

Vor einem Gewerbeschaufenster standen höhere und kleinere Kinder, lachend, mit den Fingern zeigend und eifrig plaudern. Ich wollte sehen, woran unsere vaterländische Jugend solche Freude, so großes Interesse habe und ging auch hin. Ja so! — Allerliebst! — Eine kleine Ausstellung aus einer Puppenküche. In niedlichen Liliputellerchen, zierlichen Zwergschüsselchen, winzigen Roboldfläschchen allerlei appetitliche Füllungen und hinten, wie ein riesiger Wächter, ein stattlicher Fünfpfunderlaib im Maßstab von eins zu hundert. „Gi, wie nett!“ „O, wie schön!“ „Nein, wie artig!“ riefen die kleineren Mädchen, und „Wirklich saufeln!“ lobte eine angehende höhere Tochter, die nicht mehr mit Puppen spielt, nur noch mit Gymnastikketten und Akademikern. Ich selber dachte, daß diese reizende Auslage wirklich mit viel Geschick hergerichtet sei und einen kundigen Blick für das, was die Jugend anzieht, befunde, empfand aber trotzdem ein merkliches Unbehagen; denn eine innere Stimme raunte mir zu, es sei doch nicht schön, wenn ein Comestiblesgeschäft den Spielwarenhändlern Konkurrenz mache und dazu noch in der „Schweizerwoche“. Während ich noch diesem Gedanken nachging, vernahm ich dicht hinter mir einen Doppelzentner schweren Seufzer: „Und das ist nun eine eidgenössische Tagesration!“ Mich umwendend, gewahrte ich einen großen, breiten Herrn mit einem Doppelfinn. Wehmütig blickte er ins Schaufenster, die Augen standen ihm voll Wasser. Da warf auch ich nochmals einen Blick auf die ausgelegten Spielsachen und entdeckte eine Tafel, die mir vorhin durch die davortretenden Kinder unsichtbar geblieben war. Mit großen, unbarmherzigen Buchstaben höhnte mir die Aufschrift entgegen: *Unsere Tagesration.*

Es war also grausamer Ernst, frierende Wirklichkeit, nicht heiteres Spiel! Während ich vorher den Inhalt kaum beachtet und nur am Puppengehirn mein Wohlgefallen gefunden hatte, verschwand nun dieses und ich sah nur noch die fadenzen Rationen, oder besser gesagt: ich sah sie nicht; denn, was da vor mir lag, waren nur noch Atome, Moleküle, Mikrokosmen von Nahrungsmitteln; ein Apothekerlöffelchen voll Öl, einige Würmer Teigwaren, eine Messerlippe voll Mehl, Käse, gerade genug, um einen hohlen Zahn zu füllen, Zucker — eine frugale Mahlzeit für eine Stubensliege, eine homöopathische Dosis Butter! Nur der bräunliche Fünfpfunder, ein miniature, machte einen behäbigen Eindruck und schien mir zu sagen: Verzage nicht, ich bin ja noch da, ich rette dich. Auf der anderen Seite blickten mich drei bescheidene Erdäpfel mit bittenden Augen an: Vergiß uns nicht; wir halten dich über Wasser. Und in der Mitte stand, wie ein weißer Engel, die Milchflasche, und tröstete mich auch.

Gut, gut! Dir, barmherziges Brot und dir, gutmütiger Erdapfel und dir, sanfte Milch zuliebe, will ich mich aufrecht halten, will ich mich darein schicken. Euch zuliebe will ich noch zögern, aus einem Paar Hosen des satten Adam zwei Paar für den neuen hungrigen Menschen zu machen, ich will mich begnügen, die Hosenschalle hinten versetzen zu lassen. Aber wisset:

„Es lebt in jeder Schweizerbrust
Ein unnenbares Sehnen
Nach Giern, Butter, Speck, o Lust!
Vor Heimweh weint er Tränen.
Sagt an, was das bedeuten soll,
Das Sehnen, die Tränen?
Der arme Schweizer fühlt es wohl,
Sein Darm ist leer, sein Magen hohl!

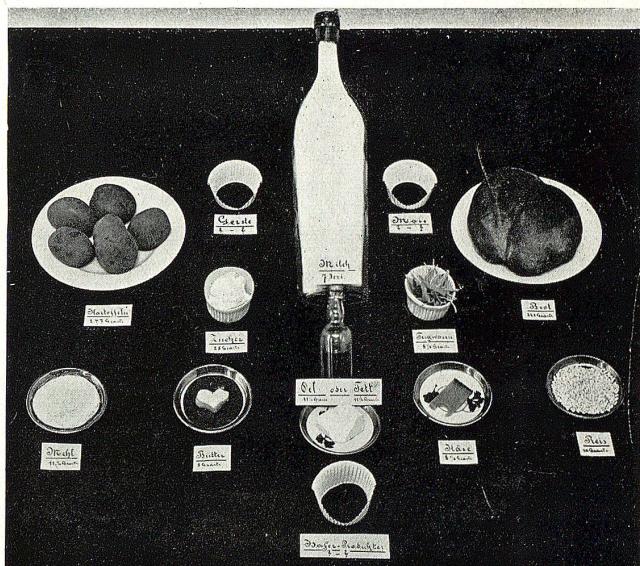
Auf grüner Alp, am steilen Hang,
Kein Senn will Butter geben.
Da wird's dem Städter angst und bang,
Sein Herz fängt an zu beb'en.
Sagt an, was das bedeuten soll,

Nicht Käse, noch Butter geben?
Der mag're Schweizer fühlt es wohl:
Man wird nicht fett von Kraut und Kohl!

Zum stillen Tal, zum klaren See
Die Städterscharen ziehen.
Gibt's keine Gier hier? O weh!
Leer muß er wieder fliehen.
Sagt an, was das bedeuten soll,
Das ziehen, das Fliehen?
Der dünne Schweizer fühlt es wohl,
Am Höchstpreis und am Monopol!

Der Schweizer ist der Karten Skecht!
Hat eine er vergessen,
Dann geht's ihm miserabel schlecht,
Nichts kriegt er mehr zu essen!
Sagt an, was das bedeuten soll,
Vergessen, nichts essen?
Wie wär's dem Schweizer wieder wohl,
Wenn seine Töpf' und Schüsseln voll!

Die philosophische Ansicht, unser Leben sei ja nur ein Traum, stimmt ganz und gar nicht mehr zur Gegenwart. Unsere ganze Existenz baut sich nur noch auf Karten auf, sie ist ein Kartengebäude; und wenn die Zeiterung mit ihren Begleitern, Krieg und Krankheit, noch länger dauern, werden auch Tausende von Existenz umgeworfen wie ein Kartengebäude. Früher wohnten die meisten Karten auf der Sonnenseite des Lebens: die Weinkarde weckte die Begeisterung, die Speisekarde mit ihrer Fülle gab dem Dasein eine behäbige, sichere Unterlage, Verlobungs- und Vermählungskarten zauberten den Himmel auf die Erde herab, die Ansichtskarte vermittelte dem Empfänger die Schönheiten der ganzen Welt oder erheiterte ihn mit einem gelungenen Scherz. Ganz abseits auf der dunklen Schattenseite standen die Trauerkarten, allein und ungesellig. Nun hat ihnen der Krieg eine zahlreiche Gesellschaft zugeführt in den Rationenfarten; denn diese sind im Grunde auch nur Rondolenzkarten. Eigentümliche Welt! Alles, alles Erdentliche wird rationiert, um durchzuhalten, nur das Nächstliegende, Einfachste nicht. Noch keinem Staatsmann ist eingefallen, das Geld zu rationieren, etwas reichlich, natürlich! Milliarden und Milliarden strömen zusammen, zur Abschlachtung der Männer, aber zur Erhaltung der Menschen ist kein Groschen aufzutreiben — ach, es fehlt am Papier, die Hungerkarten haben es aufgezehrzt. Aber könnten nicht Hunderter- und Tausendernoten vorübergehend in die Lücke treten bis die richtigen Anweisungen, respektive: Rationenfarten erstellt sind? Wilson, dich, Ullmächtiger, rufe ich an! Führe auch auf des Lebens Sonnenseite die Rationenkarde ein!



Unsere Tagesration während des Kriegsjahres 1918
Photographische Aufnahme aus dem Schaufenster der Firma C. Groß, Confectables